

Burg Rosenstein

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel.

(Fortsetzung.)

Einz von Horn saß auf seinem Rosse. Er achtete nicht darauf, daß der alte Gaul ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, sah nicht die scheuen und häßlichen Blicke, welche die im Hofe herumstehenden Knechte und Reislige auf ihn richteten — eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles ihm Bevorstehende lag wie ein Damm auf seinem inneren Empfinden. Schlaflos hatte er die Nacht auf seinem Lager zugebracht, vergeblich bemüht, das Wirrsal der ihn bestürzenden Gedanken zu sondern. Mit aller Willenskraft hatte er es dazu zu zwingen gesucht, dem Allmächtigen dafür zu danken, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach die Schwester gefunden hatte und doch durchzitterte ihn der Gedanke, daß Walburga von Rosenstein seine Schwester sei, mit qualvollem Weh — einem Weh, von dem er nach seinem unerschütterlichen Glauben nur durch den Tod erlöst werden konnte. Aber seine jugendliche Lebenskraft bäumte sich auf gegen das Sterben — sein gottgläubiges

Strahlen der aufgehenden Sonne hinauf nach dem Helm des Bergfrieds. Immer mehr verblaßten unter der wiederkehrenden Tageshelle am Firmament die Sterne und jetzt schimmerte es golden um die Spitze des Turmes, während gleichzeitig aus dem hinter den Seitengebäuden liegenden Wirtschaftshof das Strähen der Hähne erschallte.

„Öffne das Tor!“ rief Haug von Rosenstein dem Burghogt zu und ächzend erschloß sich die schwere Pforte. Und sich zu dem wie ein ehernes Bild auf seinem Rosse verharrenden Heinz von Horn wendend, fuhr der Burgherr fort:

„Frei liegt der Weg vor Euch, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg. Verlaßt Burg Rosenstein — des Wortes, so ich Euch gegeben, bin ich zu dieser Stunde ledig!“

Ohne ein Wort der Entgegnung senkte der Angeredete das gezogene Schwert gegen den Sprecher, gab seinem Braunen die Sporen und sprengte durch den Torgang über die Zugbrücke in das Freie. Noch war das Poltern der Hufschläge auf den Bohlen der Brücke nicht verhallt, als das Tor wieder zufiel und der Vogt nach der Weisung seines Herrn mit seinem Laufe um das Rund des Hofes begann. Die Ritter hatten sich auf ihre Rosse geschwun-

gen, an ihrer Spitze die beiden Brüder von Rosenstein, und harhten begierig, bis Wolf Jiebrand seinen Lauf beendet hatte. Kaum war der Laufende zum dritten Male an dem Tore angelangt, als der reißige Zug sich unter dem Geheul der Meute in Bewegung setzte. Eben wollten Haug und Jörg von Rosenstein in den gewölbten Torgang einreiten, als ihre Rosse jäh vor der alten Friedegund zurückschreckten, die ihnen plötzlich mit er-



Eine österreichisch-ungarische Korps-Telephon-Station. (Mit Text.) Phot. C. Seebald, Wien.

hobener Rechten aus der Wölbung entgegentrat. Mit ihrer hoch-aufgerichteten lagerigen Gestalt, den auf die Schultern fallenden grauen Haarsträhnen und den unheimlich flammenden Augen gemahnte die Alte an eine der altheidnischen Seherinnen, von denen die Sagen und Lieder erzählten, die mit geheimer Zauberkraft begabt waren und in die Zukunft zu blicken vermochten.

„Laßt ab von Eurem frevelnden Beginnen, Ritter Haug und Jörg von Rosenstein!“ rief sie mit hohler Stimme. „Es warnet Euch das waltende Geschick durch mich!“

„Wahnsinniges Weib — was unterfängst du dich?“ schrie ihr Jörg von Rosenstein grimmig entgegen. „Bei meinem Zorn — hinweg aus unserem Wege!“

Den starren Blick unverwandt auf den Ritter gerichtet, hob Friedegund wieder in eigentümlich singendem Tone an: „Wißt nicht der Alten Warnung, Ritter Jörg! Hab' in den Sternen es in dieser Nacht gelesen; Unheil birgt der Zukunft Schoß — namenloses Unheil, so freventlich auf Eurem Willen Ihr beharret!“

„Zum Teufel schere dich, du alter Unglücksrabe! Mach Platz, sonst reiß' ich über dich hinweg!“

„Ihr reitet ins Verderben, Ritter Jörg! Heut ist Maria Magdalena — wer an diesem Tage zu Holze reitet auf die Büsch, der ist mit Leib und Seele den Mächten der Finsternis verfallen!“

Etwas für die Zuhörer Unheimliches lag in dem Wesen der Sprecherin, so daß sie unwillkürlich zurückschreckten. Selbst Jörg von Rosenstein konnte sich dem Eindruck nicht entziehen und fragend sah er nach seinem Bruder Haug und den dicht hinter ihm haltenden Genossen, von denen sich einige bekreuzten, andere aber mit besorgten Mienen Bemerkungen über den seltsamen Vorgang einander zuraunten. Dann aber lachte er wild auf und rief:

„Warum hast du der wilden Burga, deinem Herzblatt, nicht auch gewehrt, heut am Maria Magdalenenstag zur Büsch zu reiten? Gedenkst du uns mit deinen blöden Reden zu kirren, auf daß die Zeit verinnt und der vermaledeite Gauch, der Fährhunde, sich unserer Rache entzieht? Reißt sie hinweg, ihr Knechte!“

Mehrere Knechte stürzten sich auf die alte Friedegund und zerrten sie ungeachtet ihres Schreiens und Sträubens aus dem Wege. Im nächsten Augenblick donnerte der reißige Troß mit Haug und Jörg von Rosenstein an der Spitze über die Zugbrücke.

Zu solch rasendem Laufe war der behäbige Braune noch nie von seinem gütigen Herrn gespornt worden, wie von dem Augenblicke an, als Heinz von Horn das Tor der Feste Rosenstein verlassen und den auf der Bergeshöhe nach Osten laufenden Pfad erreicht hatte. Unbarmherzig gruben sich die Sporen in die Weichen des Tieres, so daß es mit Anspannung aller Kräfte vorwärts stürmte, vorüber an niederem Gebüsch, grasigen Falden und einzelnen Gruppen verkrüppelter Kiefern — einer wildgeackten, weißgrauen Felsengruppe zu, die sich in der Ferne auf dem Höhenkamm emporstürmte. Immer heftiger und unwegsamer wurde der Pfad, aber das treue Roß mußte wohl ahnen, daß seinem geliebten Herrn eine furchtbare Gefahr drohte, denn nicht einen Augenblick stockte es in seinem wilden Rennen und setzte mit gewaltigen Sprüngen über alle Hindernisse hinweg, so daß die Felsengruppe immer näher rückte, und in wenigen Minuten nach dem Verlassen der Feste von dem Flüchtigen erreicht war. Die Felsengruppe mußte nach dessen Darsichthalten das „finstere Loch“ sein, das auf dem Pergamentstreifen Walburga von Rosensteins erwähnt war; dort würde sie wahrscheinlich mit einem schnellfüßigen Rosse auf ihn warten, denn wohl hatte Heinz vorher in dem Burghof vernommen, wie Wolf Hsebrand dem Ritter Haug von Rosenstein meldete, daß das Fräulein schon vor Anbruch des Tages zum Tore hinausgeritten sei. Er sollte sie also vor seinem Scheiden nochmals sehen — sie, welche die seligsten Empfindungen in seinem Innern ausgelöst hatte, und die, wenn nicht alles trügte, ihm doch nichts anderes sein durfte, als eine liebe Schwester.

An den Felsen wendete sich der Pfad plötzlich nach links. Stürmisches Entzücken wallte in dem Flüchtling bei dem Anblick auf, der sich ihm bot, und mit jähem Rude hielt er sein Roß an. Einer überirdischen Erscheinung gleich hob sich aus dem Dunkel eines breiten Felsentores Walburga von Rosensteins Gestalt neben ihrem milchweißen Zelter ab. In ihrem edelschönen Gesichte prägte sich angstvolle Erwartung, und hastig eilte sie dem jungen Ritter entgegen, der vom Rosse gesprungen war und die ihm entgegengestreckte Rechte der Jungfrau mit heißen Küssen bedeckte. Aber rasch entzog sie ihm ihre Hand und drängte ihn zu ihrem Rosse mit den in fliegender Hast hervorgestoßenen Worten:

„Fliehet, fliehet, Herr Ritter, so rasch als Euch meine Stute trägt! Ihr kennt den Weg! Dort wo der Tann beginnt, senkt sich der Pfad zum Tale!“

„Walburga, holdes Engelsbild, — Ihr schützt den Fremden gegen Eure eigenen Brüder?“ stammelte Heinz bebend.

„Ihr sollt der Nachbegierde der Wilden nicht zum Opfer fallen! Drum säumet keinen Augenblick! Die Friedegund versucht es, die Verfolger zurückzuhalten, doch wird es ihr für eine kurze Weile nur gelingen!“

„Ihr sorgt um mich, den fremden Mann?“ hob der junge Ritter nochmals an, indem er sich wieder der Hand der Jungfrau bemächtigte. „So würde Euch mein Tod zu Herzen gehen?“

„Fragt nicht — seht meine Angst und flieht! Vor Gram und Herzeleid würd' ich verzweifeln, wenn das Verhängnis Euch ereilt!“

„So bin ich Eurem Herzen teuer, Holde?“

„Habt doch Erbarmen, edler Mann, und flieht! Hört Ihr aus der Ferne das Geheul der Meute? Sie nahen, die Verfolger!“

Von seinen stürmischen Empfindungen übermannt, zog der junge Ritter die Jungfrau an seine Brust und küßte die Widerstrebende auf den Mund. Aber wie entsetzt ließ er sie dem nächsten Augenblick aus den Armen. An dem schneeweißen Hals der Heißgeliebten hatte er ein kleines Muttermal gesehen — das Muttermal, das sein verlorenes Schwesterlein trug, dem die alte Friedegund gesprochen hatte.

„Ich weiche nicht von hinnen Walburga, bis ich eins weiß, wie es leuchtend hervor. Im Kloster unserer lieben Frau Heubach habt Ihr die erste Kinderzeit verlebt?“

„Wie ich Euch schrieb!“ erwiderte die Jungfrau mit fliegendem Atem. „Fünf Monate war ich alt, als man den frommen Schwestern mich vertraute! Doch fragt nicht länger — auf dem Roß — auf Eurem Braunen leit' ich die Verfolger irre!“

Und beugend schlang sie sich auf des Ritters Pferd und daselbe mit Gertenschlägen zu raschem Laufe an. Fast war an dem Saum des nahen Tannenwaldes angelangt, als der Zelter der Jungfrau bestieg und in rasender Eile nach dem wenigen Augenblicke war er an der Seite der Reiterin, elgend mit der Gerte nach einem halblinks durch den Tannenwald But den wärts führenden Weg deutete und mit lauter Stimme rief:

„Dort reitet Ihr hinab — lebt wohl, auf Wiedersehen!“

Es war die höchste Zeit. Das Klaffen der verfolgten Hölle klang beängstigend näher und immer näher; im Verlaufe von wenigen Minuten mußten sie die Felsengruppe des „finsternen Lochs“ erreicht haben.

Die qualvolle Erregung seines Inneren in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr mit starkem Willen niederzwingend, drängte Heinz von Horn sein Roß dicht an das der Jungfrau und lenkte ihr mit bebenden Lauten zu: „Leb' wohl du Einzige, auf Wiedersehen! Bei meinem ritterlichen Worte schwör ich dir: In wenigen Frist lehr' ich zu dir zurück und hole dich herab vom Rosenstein um in der Mutter Arme dich zu führen!“

Dann lenkte er den Zelter nach links. Mit den Hufen lenkenden Boden berührend, flog das edle Tier dahin und verschwand mit seinem Reiter in den nächsten Augenblicken an einer Wändung des Weges, während die Jungfrau auf dem über den Höhenkamm laufenden Pfad weiter jagte.

8. Wiedersehen.

Die Weißdornbüsche, welche in der Tannenschlucht, unter der Köhlerhütte des alten Meinrad Schlicht, den sprudelnden Waldbach einrahmten, schimmerten in schneieiger Blütenpracht voran dem die steilen Hänge des Engtals bedeckenden, verworrenen, dichten Buschwerk zeigte sich neues, zartes Grün, und Schneeglöckchen, Anemonen und Erdbeersterne reckten ihre zarten Köpfchen aus dem feuchten Grunde hervor, neugierig nach dem goldenen Sonnenlicht lugend, das vom wolkenlosen Firmament auf zwei sich wieder verzweigende Erde herabstrahlte. Das schmelzende Flöten der Amstel aus dem Waldesgrunde einte sich mit dem schmetternden Schlag der Finken, dem fernen Ruf des Auerhuhns und dem jubelnden Trillieren all der anderen Waldesängerkünste Busch und Hag zu einem Dankhymnus an den Lenz, des lüthm Odem nach harter Wintersnot alle schlummernden Triebe und mit neuem Leben erweckte, und der hungernden Creatur aus dem unerlöschlichen Füllhorn erquickende Gaben spendete.

In voller Pracht war der Mai in das Land gezogen und wie seit uralten Zeiten, Hain und Flur auf das herrlichste die Menschentinder geschmückt, unbekümmert darum, daß die anstatt sich mit dankbarem Herzen der Gaben des allgütigen Schöpfers in Frieden zu erfreuen, in blindem Hass gegen ander wütheten, und das ihnen verliehene Paradies mit rüch Taten schändeten.

Ungehört waren die Gewalttaten, deren sich in den Monaten die auf ihren festen Schlössern im Nalbuch sitzenden besonders die Brüder von Rosenstein, schuldig gemacht hatten. Den von König Rudolf von Habsburg gebotenen Landfriede offen verhöhrend, plünderten und brandschaften sie jeden derer, jeden Kaufmannszug, die sich in die Nähe ihrer Burgen wagten, wobei sie weder Habe noch das Leben der Bergewandten schonten. Als man aus Furcht ihre Gebiete mied, drückten sie ihre Raubzüge weit in die umliegenden Lande aus, so daß wie vor einem Jahrzehnt, in der kaiserlosen Zeit, in einem großen Teile des schönen Schwabenlandes Angst und Schrecken herrschten, die den friedlichen Bürger und Landmann nicht zu ruhigen Aufatmen kommen ließen.

Meinrad Schlicht und seine Enkelin empfanden von den Schrecken nichts. Ihre Armut und der Umstand, daß ihre

ätte abseits aller Verkehrswege lag, schützte sie vor jeder Ver-
 waltung. Die Ritter von Rosenstein kümmerten sich nicht
 um sie. Mainrad entrichtete pünktlich die ihm auferlegten
 Gefälle und Zehnten in Gestalt von Kohlen, Pech, Arznei-
 wurzeln und dergleichen, stand zudem in dem Rufe, daß er mit
 Salzgeistern, Kobolden und Schrättelein Umgang pflege — da
 es man ihn in Ruhe, wollte man nicht Gefahr laufen, daß er
 mit Hilfe seiner Unholde irgendeinen bösen Schabernack gegen
 die Burg und ihre Bewohner verübte. In stiller Einförmigkeit
 flossen die Tage des alten Köhlers und des schönen Trudeleins
 dahin. Noch zehrten sie an der Erinnerung an den ritterlichen
 Jüngling, der im vorigen Sommer in ihre Hütte eingekehrt
 war, um am anderen Tage nach Burg Rosenstein zu reiten. Und
 mit banger Sorge gedachten sie der wilden Burga, die sie seit
 einem Tage mit keinem Auge mehr gesehen hatten. Von Knech-
 ten, die in den Wald zum Jagen kamen, hatten sie alles erfahren,
 was sich auf Burg Rosenstein zugetragen hatte. Sie wußten,
 daß Heinz von Horn den Ritter Kurt von Lauterburg im Zwei-
 kampfe erschlagen hatte, daß die Rosensteiner mit ihren Genossen
 ihn gleich einem wilden Tiere hegen wollten, und daß die wilde
 Burga ihn gerettet hatte, indem sie die Verfolger auf falsche
 Fährte lenkte, so daß es dem Flüchtling gelungen war, zu ent-
 kommen. Und weiter hatten sie erfahren, daß die auf dem Pferde
 Heinz von Horns Fliehende nach einer wilden Jagd von den ver-
 folgenden Rittern erreicht worden war und daß sich die ganze
 But der so listig Getäuschten gegen die Jungfrau gerichtet hatte.
 Eine nichtswürdige Verräterin hatte Jörg von Rosenstein die
 Schwester gescholten, und hatte sie mit dem Tode bedroht; nur
 dem Dazwischentreten der anderen Ritter, besonders des alten
 Hacho von Alfsingen, war es zu danken gewesen, daß es nicht zum
 Außersten kam, aber keiner konnte und wollte verhindern, daß
 Walburga von ihren ergrimten Brüdern nach der Burg zurück-
 geschleppt und dort gleich einer Gefangenen behandelt wurde.
 Kein Austritt wurde ihr mehr gestattet, denn die Brüder fürch-
 teten, daß die zu allem Entschlossene die Flucht ergreifen und
 des Königs Schutz gegen sie anrufen würde. Ging doch seit
 einigen Monaten die Kunde im Lande umher, daß König Rudolf
 sich rüste, um nach Schwaben zu ziehen und alle diejenigen, welche
 von ihm gebotenen Landfrieden gebrochen hatten, auf das
 strengste zu züchtigen. Auch nach Burg Rosenstein war diese
 Kunde gedrungen und vermutete man dort, daß der entflohene
 fahrende Sänger, der sich Heinz von Fürstenberg genannt hatte,
 bald Späher des Königs gekommen sei — Grund genug für die
 Brüder von Rosenstein, diejenige, welche dem Ritter zur Flucht
 verholfen hatte, auf das strengste von allem Verkehr mit der
 Außenwelt abzuschließen. — Mainrad Schlicht hatte von allem
 durch die alte Friedegund Kunde erhalten, als er auf Befehl
 von Rosensteins seine Vorräte von Pech auf die Burg lie-
 ferterte, das offenbar als Verteidigungsmittel dienen sollte, wenn
 die Feste wirklich belagert würde. Die alte Friedegund hatte ihm
 auch anvertraut, daß ihre Herrin auf Flucht sinne und seine, des
 Köhlers Hilfe, dazu in Anspruch nehmen wolle. Das war vor
 zwei Monaten gewesen und Mainrad hatte Tag für Tag darauf
 gewartet, daß die wilde Burga als Flüchtige bei ihm eintreffe.
 West entschlossen war er, alles, was in seinen Kräften stand, auf-
 zubieten, um die Jungfrau jeder Verfolgung zu entziehen, zu
 welchem Zwecke er eine in der tiefsten Wildnis gelegene, nur
 ihm bekannte Felsenhöhle einigermaßen wohllich eingerichtet
 und mit Lebensmitteln versehen hatte. Aber er wartete vergeblich.
 Auf seinen Schürbaum gestützt, stand Mainrad Schlicht heute
 neben seinen qualmenden Meilern und sah in die ihn umgebende
 Frühlingspracht hinein. Seine Gedanken weilten wie so oft
 bei dem glücklich der Gewalt der Rosensteiner entkommenen
 Heinz von Horn, den er als würdigen Sproß seines ehemaligen
 vielverehrten und tiefbetrauten Herrn, von Herzen lieb ge-
 kommen hatte. Und sie schweiften zurück in die ferne Vergangen-
 heit. Er sah sich wieder als Waffentknecht des edlen Ottomar von
 Horn, durchlebte nochmals die fürchterlichen Stunden, als Burg
 von dem wilden Hans von Rosenstein erstürmt wurde,
 die qualvolle Leidenszeit, die er in slavischem Frohndienst jahre-
 lang auf Burg Rosenstein verbringen mußte. Der seit Jahren
 in seinem Innern genährte wilde Haß gegen das stolze Geschlecht,
 das aller Menschen Rechte mit Füßen trat, loderte wieder in
 ihm empor. Was hatte er nicht alles von dem grausamen Vater
 der jetzigen Herren von Rosenstein erduldet! Ein Mann in der
 Vollkraft seiner Jahre war er gewesen, der sich unter der Herr-
 schaft seines Gebietes, des edlen Herrn Ottomar von Horn wohl
 fühlte und sich an dem Glück seiner einzigen Tochter, die ihm sein
 früh verstorbenes Weib hinterlassen hatte, der lieblichen Hildrun,
 erfreute. Mit Herfest, dem jungen Wildmeister der Burg Horn,
 lebte Hildrun in glücklicher Ehe. War ein gar waderer, treuer
 Geselle gewesen, der Herfest, von allen seines unverfälschten

Frohmut's halber geliebt. Da brach mit der von dem wüsten
 Hans von Rosenstein aus nichtigen Vorwänden begonnenen
 Fehde das Verhängnis herein. Sein Eidam Herfest fiel helden-
 mütig an der Seite Herrn Ottomars bei Verteidigung der Burg
 — er selbst, Mainrad, wurde gefangen hinweggeschleppt und
 als seine Tochter, die Hildrun, in ihrer Verlassenheit mit ihrem
 Kindlein nach Burg Rosenstein kam, um Gnade für den Vater
 zu erflehen, da wurde sie mit wildem Hohn gelächert von dem
 wüsten Hans empfangen. „Scher dich zur Hölle mit deinem
 Balg — hier ist kein Platz für heulende Weiber!“ hatte ihr der
 Grausame zugescrien und er, der Gefangene, hatte in ohnmäch-
 tiger Wut mit den Zähnen knirschend, ansehen müssen, wie sein
 geliebtes Kind mit Hunden zum Burgtore hinausgehetzt wurde.
 Er hatte Hildrun im Leben nicht mehr gesehen. Von den Knechten
 der Burg vernahm er später, daß die Arme im Kloster unserer
 lieben Frau in Heubach Zuflucht gesucht hatte und dann in frem-
 der Leute Dienst gegangen war. Und als nach jahrelanger Knecht-
 schaft ihm endlich die Freiheit wieder winkte, weil schweres Siech-
 tum ihn erfaßt hatte und Hans von Rosenstein keinen unnützen
 Brodesseer auf der Burg dulden mochte, da fand er seine Hildrun
 nicht mehr am Leben. Der Gram um ihr verlorenes Glück hatte
 sie in ihren jungen Jahren dahingerafft. Ihr Kindlein, die kleine
 Edeltrut, hatte in dem Findelhanse des Städtleins Aufnahme ge-
 funden. So todesstrauig es damals dem Unglücklichen zumute
 war und so sehr er sich nach dem Sterben sehnte — das Bewußt-
 sein, daß sein Enkelkind lebte, hob seinen gebrochenen Lebensmut
 wieder. Dem Kinde zuliebe mußte er leben und mit übermensch-
 licher Willenskraft gelang es ihm, das Siechtum seines hinfälligen
 Körpers zu überwinden. Erst wieder genesen, war es seine größte
 Sorge, für sich und die kleine Edeltrut Brot zu finden und was
 lag da näher, als daß er den ihm wohlvertrauten Beruf seines
 Vaters, den Beruf eines Köhlers, ergriff. Niemand wehrte ihm,
 als er sich in der einsamen Tannenschlucht seine Hütte baute und
 seine Meiler errichtete, und so hauste er hier schon seit fast zwei
 Jahrzehnten, zufrieden mit seinem Loos und glücklich in dem Be-
 wußtsein, daß sein geliebtes Enkelkind an seiner Seite weilte.

Der alte Köhler schreckte plötzlich aus seinem Sinnen empor.
 Hatte er nicht das Wiehern eines Pferdes vernommen und klang
 es nicht wie Waffengeklirr von der Höhe herab? Eilig stieg der
 Alte den Fels nach der Hütte empor und kam gerade recht, um
 zu sehen, wie ein Klapp gepanzerter Ritter sich langsam die steile
 Berglehne herabbewegte und sich der Köhlerhütte näherte. An
 der Spitze ritt auf milchweißem Rosse ein schlanker Jüngling,
 bei dessen Anblick es den alten Mainrad wie ein Blitz durchzuckte.

„Herr-Heinz von Horn!“ rief er außer sich vor Freuden und
 eilte dem Kommenden entgegen, der behend vom Pferde sprang
 und den Alten zur Bewunderung seiner Begleiter herzlich um-
 armte. Ja, er war es selbst — Heinz von Horn, der jetzt unter
 dem lauten Jubel des alten Mannes von diesem nach dem Ein-
 gang der Hütte gezogen wurde, wo sieben, erschreckt von dem
 Lärm, das liebliche Trudelein mit angstvollem Gesichtsausdruck
 erschien. Als sie aber sah, wer gekommen war, da flog es wie
 Sonnenschein über ihre reizenden Züge und freudig erötend
 eilte sie dem jungen Ritter mit offenen Armen entgegen. Wie
 es gekommen war — sie wußten es beide selbst nicht. Der junge
 Ritter hielt die zarte Gestalt der Waldblume in den Armen und
 küßte sie herzlich auf den Mund, während seine Begleiter ver-
 wundert einander ansahen und ein alter Graubart unter ihnen
 dem neben ihm haltenden Genossen zuraunte: Zum Herzen
 und Küssen war' mir das rosige Ding, straf mich Gott, doch noch
 lieber wie der ruhige Alte!“

(Fortsetzung folgt.)

Über den Wolfen.

Von Alb. G. Krueger. (Nachdruck verboten.)

Schimmernd lag das Sonnengold auf der weiten Fläche des
 Donndorfer Flugplatzes. Gleich Milliarden funkelnder und
 sprühender Diamanten reflektierten die Eiskristalle auf der sau-
 bere, weißen Schneefläche seine Strahlen. Und fast wolkenlos
 blaute darüber ein selten schöner, heiter und frohgemut stim-
 mender Winterhimmel.

Obgleich die Luft schneidend kalt war und der Schnee bei
 jedem Schritt jenes charakteristische Knarren und Kreischen hören
 ließ, hatte sich dennoch eine fast unabsehbare Menschenmenge
 zu dem heutigen Schaustuge eingefstellt und harpte jetzt neu-
 gierig und gespannt der Dinge, die da noch kommen sollten.

Zwei Luftpiloten waren bereits zu kurzen Flügen aufgestiegen,
 hatten aber in keiner Weise das Interesse der Mehrzahl der An-
 wesenden entfachen können. Derartigen, schon leidlich oft gesehenen
 Darbietungen begann bereits der Reiz der Neuheit zu fehlen.
 Fieberhaft aber erwartete man den vielversprechenden Aufstieg
 des berühmten Fliegers de la Peine zu seinem angekündigten



Strasse in Digne, das nach heißen Kämpfen von den deutschen Truppen erobert wurde. Phot. Benninghoven.

Dreistundenfluge. Und was die Erwartung zur Leidenschaft steigerte, war die wie ein Lauffeuer bekannt gewordene Tatsache, daß sich zu diesem immerhin kritischen Fluge eine Dame als Passagier angemeldet hatte, eine Dame, die niemand kannte, niemand noch zu Gesicht bekommen hatte.

Um die sich mehr und mehr fühlbar machende Kälte zu vermindern, wogte das Publikum in Gruppen über den knirschenden Schnee auf und nieder, stampfte ab und zu an den Boden mit den Füßen und verhandelte dabei eifrig die Frage, wer jene geheimnisvolle Dame etwa sein könne, von wannen sie käme und wie ihr Nam' und Art eingeschätzt werden müsse. Ihre fabelhafte Kühnheit und Kaltblütigkeit, sich dem als rücksichts-



Der Fünf-Uhr-See vor dem „Hotel Kronprinz“, einem bombensicheren Unterschlupf in der Gegend von Reims.

anerkannt, die Gefahr des Fluges bei dieser schneidenden Kälte in Erwägung gezogen. Und leise, ganz leise, schemenhaft irrte die Frage durch alle Gespräche, ob diese Dame nicht doch vielleicht in irgendeiner Beziehung zu dem berühmten Flieger stehen könne.

Das eifrige Lachen und Schwätzen des Publikums erfuhr plötzlich eine jähe Unterbrechung. Männiglich blieb an seinem Plaze halten und rechte eifrig den Hals. Ein langgezogenes Hupensignal ertönte. An dem Obelsten, der die Nummern der einzelnen Flüge zeigte, erschien eine Drei. Das war laut Programm de la Peine. Gleichzeitig öffneten sich auch die Torflügel der Garage und sein Torpedo-Eindecker wurde feierlichst herausgeschoben.

Sofort eilten vier Mechaniker aus der nahen Werkstatt herbei und begannen das Flugzeug in allen seinen Teilen einer peinlich genauen Besichtigung zu unterziehen. Während sie diesen Teil drehten, jenen hin- und herbewegten, hier eine Schraube fester anzogen, dort ein Gewinde öften, stieg die Ungebuld des Publikums aufs höchste.

Immer intensiver wurde das Schwirren der Unterstellung, verstärkte sich von Minute zu Minute, bis es plötzlich wie das Donnern und Brausen einer fernen Brande zu dem Zelt herüberdröhnte, aus dem eben de la Peine in seinem eleganten Winterportokostüm getreten war.

Einen kurzen, gleichgültigen Blick warf er im Kreis umher, lächelte dabei leise, fast spöttisch, und begab sich dann eiligen Schritts zu seiner Maschine, die er an einigen schnellen Fragen an die Monteure nun seiner eingehendsten untersuchte.

Mit einem fast hörbaren Ruck schwieg plötzlich das Publikum. Eine eigenartige Stille breitete sich über die weite Feld, nur hier und da unterbrochen durch das heulende Geschrei einer Krähe, das kurze, leidenschaftliche Schreien einer geschredten Elster. Tausende Köpfe wanderten auf dem Zelt des Flugtäufers zu. Tausende Hälse reckten sich. Und tausend Feldstecher oder Fernrohre führten



Was die Russen „verscholen“ dürfen: Gefangene Russen als Regimentsküster im deutschen Gefangenenlager.

schnell an die Augen. In andächtigem, atemlosen Schweigen sahen

die Zuschauer eine hochgewachsene, schlank und doch volle aus dem Zelt treten und sich langsam de la Peine nähern. todblaßes Gesicht, in dem zwei dunkle Augen dämonisch kontrastierte seltsam mit dem kohlschwarzen Anzug, den diese Fahrt anzulegen für gut befunden hatte. Ein kurzer Hieb über ein Paar Pumphosen, die in lederen, bis an die reichenden Gamaschen steckten. Oberkörper und Kopf verteilte ein Lederjackett mit daran befestigter Kapuze, alles fest verteidigte. Die Hände steckten in lederen, pelzgefütterten Stulphandschuhen.

Sobald die Dame die Flugmaschine erreicht hatte, war die Besichtigung beendet. Zwei der Monteure halfen ihr in den Sitz. De la Peine selber ordnete diesen wie ihre sehr eingehend, eilte dann auf die andere Seite, schwannte neben sie und packte Steuerung und Hebel.



Die Not in Frankreich: Verschicken von Kohlen an Frauen und Kinder, die durchfahrenden Zug umlagern und um Feuerungsmaterial bitten. Phot.

Interimlos vor Erwartung drängte das Publikum vorwärts, als es Pilot nun einen schrillen Befehl ausließ. Die Men eute sprangen beiseite. In kurzen, puffenden Stößen laß der Motor seine Arbeit. Langsam erst, dann schneller und wasser diente sich der Propeller. Das Fahrzeug rudte kurz an tief einige Sekunden am Boden auf seinen Rädern.

gab nur ein kurzer er an den Hebel, einer ein marteischüt- des Heulen und schlichen folgte. Wie überseil schoß das s hezug vorwärts; Schlich gleich darauf den häßlich in die Luft e schwebte, einem renen Adler ver- bar, ruhig und in weiten Krei- höher und höher. Alle bewaffneten unbewaffneten n folgten der klei- and kleiner wer- en Maschine, de- Veräusch bald nur einem schwachen ren glich und end- ganz verstummte. Wenigen Minuten verschwamm auch im Horizont noch are kleine Punkt dem Äther.

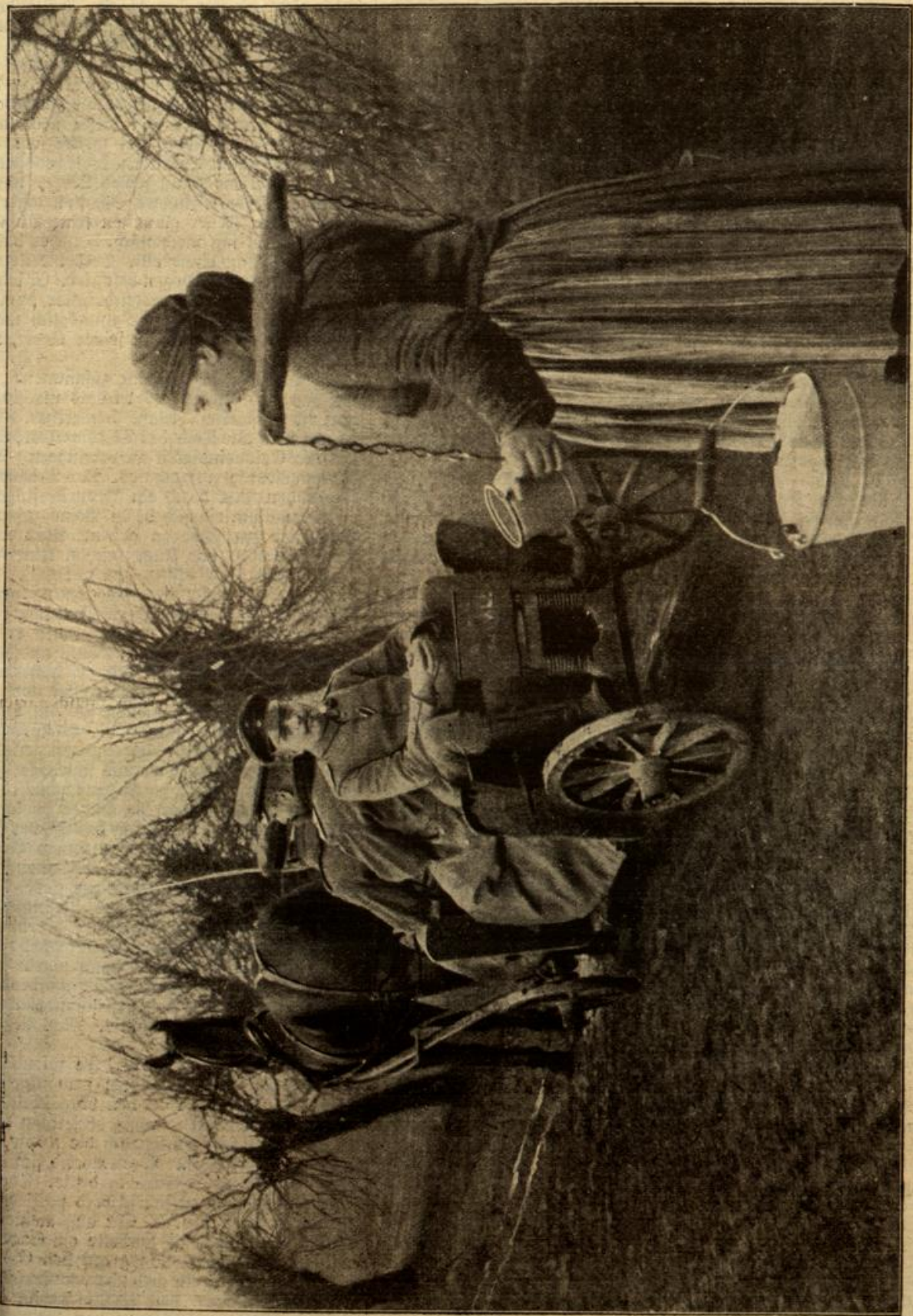
Der größere Teil Publikums war die Darbietungen kullierten und fünf- ager liegers nicht erst andern hastete in le einzelte, um sich n. heiße Getränke sch, viel Wärme n führen.

er ei Stunden wa- die eine lange Zeit. verammäßig hatte Peine in direk- fluge No d al, achste Stadt, auf- hen, dort d n tum zu umflie- dann zurückzu- n und während noch verbleiben- Restes der vorge- benen Zeit aller- Bindungen über Flugplatz auszu- n. Nordtal aber eine ganze Strecke unt; vor zwei den konnte der ger nicht zurück also hatte man richlich Zeit.

ur diejenigen Zu- ter, denen die igvorführungen oder teilweise s Neues brach- hatten unent- — Kälte oder — draußen aus.

eleganten, schnei- durchgeführten Kreisen hatte inzwischen de la Peine rasch die vorgeschriebene Höhe von zweitausend Metern erreicht. ad er sich nun über die nach Nordtal einzuschlagende Rich- klar geworden war, stellte er den Motor auf die größtmög- e Geschwindigkeit. Und in rasender Fahrt trieb die außer- em Befremden bemerkte der erfahrene Flieger auch sofort

die ungewöhnliche Kälte, die sich nun bemerkbar machte. Zwar hatte er starken Winddruck gegen sich, der die Kälte augenschein- lich vermehrte, und die Rückfahrt von Nordtal mußte sich gün- figer gestalten. Aber doch glitten seine Augen wieder und wieder aus der Fahrtrichtung besorgt über den Motor, als ob er ihn auf seinen Kältewiderstand prüfen wolle.



Auf einer Landstraße in russisch-Polen.

Und die Sorge wuchs, je länger die Fahrt dauerte. Ja, de la Peine konnte sich eines plötzlich aufsteigenden unbehaglichen Gefühles nicht erwehren. Wie die Ahnung von etwas Drohen- dem, Unheimlichem lag es auf ihm, machte ihn unfrei.

Fern am Horizont tauchte jetzt die Spitze eines Kirchturmes auf, die sich rapide vergrößerte, zusehends aus der Erde heraus- wuchs und förmlich heranzustiegen schien. — Scharf spähte der

Pilot voraus, dann nickte er befriedigt. — Es war Nordtal. — Bald hob sich auch das Häusergewirr der Stadt aus dem Dunst des Horizonts, erhielt scharfe Konturen, wurde deutlicher und deutlicher. Eine Flagge erschien in einer Lücke des Turmes, die lebhaft hin und hergeschwenkt wurde. Man hatte das Flugzeug bemerkt. Und dann pufften kurz hintereinander dreimal kleine, weißgraue Dampfballen dort unten auf. Kanonenschläge, die man löste, hier oben natürlich nicht hörbar.

Kurz drückte de la Peine jetzt einen Hebel nieder. In einem mächtigen Bogen sauste das Fahrzeug nach rechts, beschrieb — jetzt bereits über der Stadt — eine elegante Kurve und — der umflogene Kirchturm lag hinter der Maschine. Die Rückfahrt begann.

Unwillkürlich seufzte der Luftpilot auf. Aber dann zuckte er plötzlich nervös zusammen: In dem Motor ließ sich ein eigenes Rucken wahrnehmen. Scharf forschend huschten sekundenlang seine Augen über alle Teile desselben. Ein Defekt war indessen nicht festzustellen, auch hörte das Rucken bald wieder auf. Beruhigt glitt sein Blick daher wieder in die Fahrtrichtung.

Während dieser ganzen Zeit hatte Peine keine Zeit gehabt, sich irgendwie um seine Begleiterin zu kümmern. Jetzt zum ersten Male blickte er scharf prüfend zu ihr hinüber. Aber unwillkürlich fuhr er zurück vor dem dämonischen Leuchten, das ihm aus ihren Augen entgegenloderte.

In dem geöffneten, verzerrten Munde der Dame blühten die Zähne, als habe sie eben ein gellendes Gelächter ausgestoßen, das bei dem ohrenbetäubenden Geheul des Propellers allerdings nie gehört werden konnte.

Die Augen stier und durchbohrend auf den Lenker des Flugzeuges gerichtet, riß sie plötzlich die Handschuhe von den Händen, knöpfte ihre Jade auf und zog eine Photographie heraus, die sie ihm dicht vor das Gesicht hielt.

De la Peine schreckte entsetzt zusammen, während es ihm eiskalt über den Rücken glitt. Starr blickte er das Bild an. Blißartig kam ihm das Verständnis. Jetzt wußte er auch, warum ihm das Gesicht seiner Begleiterin so merkwürdig bekannt vorgekommen war. Aber zum Nachdenken kam er nicht. Durch die heftigen Bewegungen und den Sitzwechsel war die Flugmaschine aus dem Gleichgewicht und ins Schwanken geraten. Hastig, mit blitzschnellen Griffen stellte er zunächst jenes wieder her. Dann orientierte er sich durch schnelle Umblide.

Der Flugplatz war erreicht. Schon mußte er die vorgeschriebenen Schleifen beginnen. Fast mechanisch stellte er die Steuer ein. Ein Blick nach unten zeigte ihm die gewaltige Zuschauermenge, die ihn beobachtete. Ihm schwirrte der Kopf. Ein eigenes Brennen im Halse ließ ihn sich mehrmals räuspern. Und das Gefühl einer drohenden, nahen Gefahr packte ihn erneut mit zwingender Gewalt.

Die Maschine glitt seitwärts aus dem Kurs und setzte, dem Steuer gehorchend, zu der großen Acht an. In einem gewaltigen Bogen umschwebte sie den Flugplatz. Und während Peine nervös an den Hebeln zerrte, zog plötzlich in gedankenschnell einander ablösenden Szenen und Bildern ein dunkler, mühsam zu vergebener gesuchter Abschnitt seines vergangenen Lebens an seinem geistigen Auge vorüber.

Wieder sah er sich als Lieblingsschüler des großen Gramont in Reims, wie einst. Er, dem von seinem Meister eine glänzende, erfolgreiche Zukunft prophezeit wurde, hatte sich gewöhnt, stets etwas erhaben auf seine Mitschüler herabzublicken. Und nur ein einziger erschien ihm beachtenswert, Clement de Beer, ein stiller, sinniger und sonniger Mensch, der im Laufe der Zeit sein intimster Freund, endlich sogar sein Logisgenosse wurde.

Aber, als dann dieser de Beer gelegentlich eines gefährlichen Fluges so seltene Fähigkeiten entwickelte, daß der Meister ihn seitdem mindestens seinem Liebling Peine gleichwertig erachtete, erwachte in diesem — von glühendstem Ehrgeiz besessenen, wie er einmal war — eine rasende Eifersucht. Die vordem so innige Freundschaft erlaltete mehr und mehr. Und als dann de Beer immer bedeutender wurde, den sich längst in seinem Ruhme sonnenden Peine zu überflügeln drohte, brach in dessen Herzen der Haß aus. Ein Haß, der in kurzer Zeit zum Riesen heranwuchs und dem eifersüchtigen Piloten immer zwingender den wahnsinnigen Wunsch in die Seele preßte, den Gegner zu vernichten, — vernichten um jeden Preis.

Und dann kam jener unselige Abend, der de la Peine für ewige Zeiten die Ruhe, den Frieden der Seele rauben sollte.

In einem Nachtcafé war's. Beide hatten reichlich getrunken. Der sonst so stille de Beer erschien an diesem Abend reichlich nervös, aufgeregter, und schraubte den ehemaligen Freund durch allerlei Anspielungen und Redensarten.

Da kroch leise, langsam, immer deutlicher und zwingender ein teuflischer Gedanke an Peines Seele, warf alle guten Regungen über den Haufen und beherrschte ihn schließlich ganz und gar.

Er brach einen Streit vom Zaun, spielte den Beleidigten, forderte am anderen Tage den Freund und schoß ihn in den dann folgenden Duell kaltblütig nieder.

Gleich nach der Tat empfand er gar keine Reue, im Gegenteil, so etwas wie Befriedigung. Der Nebenbuhler war beseitigt, die glänzende Bahn des Ruhmes für ihn frei.

Aber dann . . . Da! Tauchte nicht plötzlich aus dem Dunkel dicht vor ihm das bleiche Antlitz de Beers mit dem einen, blutigen Loch in der Stirn? Starren ihn nicht eine weit aufgerissene, entsetzte Augen hilflos an, wie einst . . .

De la Peine schauderte. Ein Blitz des Verständnisses leuchtete plötzlich sein zuckendes Hirn:

Die Dame neben ihm trug die Züge de Beers. Dessen Schwester war's, von der dieser stets mit so unsäglichem Eifer gesprochen . . . Aber, was wollte sie?

Nur weniger Sekunden hatte es bedurft, um de la Peine diesen dunkelsten Punkt seines Lebens noch einmal vor die Augen treten zu lassen. Finstere Schatten lagerten auf seinem Gesicht. In düsterem Feuer glommen seine Augen.

Langsam, fast mechanisch, hatte er das Steuer für die Kurve der Acht eingestellt. Er bemerkte nicht, daß die Maschine nun den eleganten Bogen beschrieb. Er sah auch nicht die sich über den dunklen Wolken, die plötzlich unter dem Flugzeug dahinschoben, den Ausblick auf die Erde unmöglich machten. Eine unheimliche Leere und Ede gähnte in seiner Seele, ließ ihm alles gleichgültig erscheinen.

Dann fuhr er plötzlich zusammen. Jenes fatale Anknallen und Rucken des Motors machte sich wieder, aber, diesmal in verstärktem Maße bemerkbar. Blitsschnell glitten die Augen über alle Teile des Triebwerkes. Schon faßte er den entscheidenden Griff, um die Geschwindigkeit zu verringern. Da setzte der Motor mit einem gewaltigen Krach aus. Das Triebwerk arbeitete nicht mehr. Durch den Aufbruch ein Propellerschiffel und sauste nicht mehr.

Gewaltig riß sich de la Peine zusammen. Jetzt galt nicht mehr der Flug zur Erde zu gehen. Aber wo war die? Unter den Wolken, soweit das Auge reichte, keine Berechnung möglich. Auf gut Glück also — sei es!

Ratlos zerrte der seine Überlegung mehr und mehr verlassene Flieger an dem Steuer. Sein Herz schlug bis an den Hals. Die Stirn deckte Schweiß. — Da prallte er jääh empor. Ein sinniger, tierischer Schrei dröhnte an seine Ohren:

„Rache für Clement!“ gestellte es dicht an seinem Gesicht. Zeitig preßten sich wie Geierkrallen zwei Hände um seinen Hals, fester und fester, als wollten sie ihn, der vor Grauen umfallen starr geworden war, die Seele aus dem Leibe quetschen.

Durch die heftigen Bewegungen geriet das Flugzeug aus dem Gleichgewicht, schlenkerte und schwankte ganz entsetzlich, ja, jeden Augenblick sich zu überschlagen.

Und fester preßten die Hände de la Peines Hals. Zeichen der Besinnung besaß er noch, um das Steuer für den Gleitflug einzustellen. Und während vor seinen Augen rote, grüne, leuchtende Kugeln zu tanzen begannen, schoß der Apparat senkrecht in saufender Fahrt zur Erde.

Der letzte winzige Rest von Besinnung ließ den Piloten den unvermeidlichen Todessturz bei dieser Richtung des Flugzeuges blißartig erkennen. Seine Hände tasteten nach den Griffen in die Luft — dann wurde es Nacht . . .

Eine draußen sich bemerkbar machende, schnell steigende Ruhe belehrte das in den Erfrischungshallen befindliche Publikum, daß de la Peine zurückkehrte. Man ließ alles stehen und eilte hinaus.

In der Tat, er war es. In rasender Fahrt sauste sein Gefährt heran, beschrieb einen gewaltigen Bogen um den Flugplatz und setzte dann zu den vorgeschriebenen Schleifen an.

In atemloser Spannung verfolgten die Zuschauer den Flug. Enttäuscht senkten sich die Köpfe, als nun die im langsam aufgestiegene Wolkenwand sich zwischen Erde und Flugzeug wälzte und letzteres verdeckte. Aber man harrete doch. Die Wolken mußten sich ja bald verziehen. Hinten am Horizont wurde es schon hell. — Ein allgemeines Stutzen nun, Stille. Aus der Luft wirbelte ein Gegenstand nieder und mit schmetterndem Schlag auf den Erdboden.

Gleich darauf ein gellender, tausendstimmiger Aufschrei senkrecht schoß aus den Wollen de la Peines Cindeder auf die Erde. — Tausende von Menschen hielten in lauter Entsetzen den Atem an. Tausende von Füßen flatterten. Schon hatte die Maschine beinahe den Boden erreicht.

Da! Ein erneuter gellender Schrei. Unvermutet glitt das Flugzeug plötzlich dicht an der Erde in den Horizontalflug und berührte diese endlich gleitend. Immerhin war der Sturz noch so gewaltig, daß die Anlaufständer zerschmetterten und Flieger aus der Maschine geschleudert wurden.

in Minutenlang herrschte Totenstille auf dem Flugplatz. Aber um brach ein Heulen und Toben aus, als seien alle Dämonen in der Hölle los und ledig geworden.

Bei Bertrümmert sanken die Schranken nieder. Und darüber ritten die Zuschauer in hellen Hausen nach der Landungs- em. Selber wollte man sehen, hören.

dem Ehe die Menschen aber noch an ihn gelangen konnten, hatte ein de la Peine schwanfend erhoben. Wir blickte er sekunden- lang umher und zuckte endlich zusammen, als sein Blick die an- nisseinend ohnmächtige Begleiterin traf. Hastig zog er eine Sig- lweise aus der Tasche, der er zwei gellende Töne entlockte. en sofort flog ein Auto heran und hielt bei dem Flugzeug.

her De la Peine hob die ohnmächtige Dame auf und in das Auto, terte selber nach, und in schnellstem Tempo kaufte dieses davon. la Am nächsten Tage nahm der Monteur des berühmten Fliegers die Eindecker in Empfang, verpackte ihn und sandte ihn zur Bahn. n De la Peine und die Dame hatten Donndorf schon am Abend her verlassen.

die Jahre sind vergangen. Auf einem kleinen Felsplateau, tief im Schwarzwald, fernab der begangenen Straße, liegt eine rei- schide, kleine Villa, eingebettet in Grün, wie eine Perle im Golde. thime wohlthuende Stille des Waldes, ein tiefer Friede hüllen das umigme Besitztum des ehemals so viel bewunderten, wohl auch enel beneideten Fliegers de la Peine in eine felsam anmutende archenstimmung. Und gedämpft klingt das Rauschen und Brau- der Gutach hinein, die unweit der kleinen Siedelung in tol- abert, munteren Sprängen über Stein und Geröll zu Tal hastet. tten In diesem traulichen Heim, fernab von dem Getriebe der enischen, ihren Leidenschaften, ihrem Haß, gedenkt de la Peine Mon Rest seines Lebens zu verbringen. Seit jenem verhängnis- richlichen Fluge in Donndorf, bei dem er nur um Haarsbreite an nie düsteren Pforte des Todes vorbeizuschlüpfen vermochte, ist galt nicht wieder aufgestiegen. Nicht aus Furcht vor der Gefahr, — Un kennt er nicht. Aber ein gewisses felsames Vangen vor seinem öglerfältlichen Ehrgeiz, den er niederhalten will, niederhalten um en Preis, läßt ihn der Flugmaschine fernbleiben. Anstatt selbst fliegen, beschäftigt er sich nun sehr erfolgreich mit der Kon- alition, von allerlei Flugzeugverbesserungen. Und es ist ihm ungen, vieles Gute bereits zu ersinnen, das von den Fabriken n aufgenommen und angewandt wird.

Seine neue Beschäftigung gewährt ihm volle Befriedigung. raslosem Sinnen und erprießlicher Tätigkeit vergeht die un. Und das Rauschen und Brausen der Gutach wie die Ruhe que Natur ringsum beruhigen das Drängen und Gären seiner ele, gewähren ihm den früher so lange entbehrten Frieden. Nicht immer freilich. Düstere Stunden kommen manchmal, die Bilder der Vergangenheit auf leisen Sohlen an ihn heran- zeichen. Stunden, wo das Bewußtsein einer Schuld mit ener- dem Knöchel an die mühsam verschlossene Tür der Seele ht. Stunden, wo die Keule mit scharfer Sonde in einer immer der aufbrechenden Wunde wühlt, Stunden . . .

Leise, wie das Wehen eines die Knospen zum Erblühen küssen- Frühlingswindes, sanft wie das Streifen eines Engelsflügels, t sich dann aber eine milde Frauenhand auf seine brennende n. Auf festen, energischen Füßen steht sein treues Weib en ihm, hält und stützt seine schwankende Seele: Lona de Beer, Schwester seines toten Jugendfreundes, die ihn haßte, ihm einjt nach dem Leben trachtete.

Und die Riesen des Waldes, deren schwankte, rauschende Wipfel Frieden ihres traulichen Heimes beschirmen, erzählen in umernenden Stunden von dem geheimnisvollen Walten des chals, das, unerforschlich dem Menschengesicht, die Herzen der nichen meistert wie weiches Wachs.

Einbau des Rhabarbers und seine Verwen- dung im Haushalt.

Seinen doppelten Zweck erfüllt der Rhabarber. Erstens nimmt er als Stauden- und Zierpflanze hervorragenden Anteil bei Verschönerung des Gartens, und zweitens bieten uns seine Angel ein köstliches Gemüse zu einer Zeit, wo die Hausmutter solches oft in Verlegenheit ist. An den Boden stellt der Rha- ber keine allzu großen Anforderungen, doch liebt er sonnige en, und was den Dünger anbelangt, so kann man des Guten zuviel tun. Die beste Pflanzzeit ist der Herbst. Vor dem anzen wird das Pflanzloch etwa $\frac{1}{2}$ m tief und $\frac{1}{2}$ m im adrat ausgehoben. In diese Grube kommt gut verrotteter nger und Komposterde. Hier hinein setzt man die von älteren anzen entnommenen Wurzelstöcke. Die Erde wird alsdann getreten und begossen. Wenn die Wurzeln in unseren Breite-

graden auch ohne jeden Schutz gut überwintern können, so wird es doch vorteilhaft sein, wenn wir vor Beginn des Winters die Stauden mit kurzem Pferdebünger bedecken. Hierdurch wird erreicht, daß gleichzeitig die düngenden Stoffe mit der Feuchtig- keit des Winters in den Boden an die Pflanzentwurzeln gelangen. Auch habe ich die Erfahrung gemacht, daß solche während des Winters geschützte Rhabarberstauden im Frühjahr zeitiger und kräftiger austreiben. Kräftige Stauden liefern uns schon Ende April die ersten Stengel. Beim Abernten ist jedoch Vorsicht ge- boten. Einjährige Pflanzen sollte man noch nicht entblättern, damit dieselben sich erst kräftig entwickeln können. Auch bei älteren Stauden darf man keinen Raubbau treiben; nicht mehr als ein Drittel der Blätter sollte man dem Stode nehmen, da sonst im nächsten Jahre die Ergiebigkeit bedeutend nachlassen würde. Die Stengel werden nicht abgeschnitten, sondern abgedreht, so daß der ganze Stiel bis auf den Boden entfernt wird. Stehen- gebliebene Stengelreste würden gern in Fäulnis übergehen und diese leicht auf die ganze Pflanze übertragen.

Gar mannigfach ist die Verwendung des Rhabarbers im Haus- halt. Besonders wenn im Frühjahr der Wintervorrat an Äpfeln stark zusammengeschmolzen ist und man die wenigen noch übrig gebliebenen nicht gern zu Apfelbrei verwenden will, dann bietet der Rhabarber vollwertigen Ersatz, der sowohl für Kinder wie für Erwachsene leichtbekömmlich und verdaulich ist. Allerdings darf man mit dem Zucker nicht sparen; auch der Rhabarberkuchen ist im Haushalt ein beliebter und stets gern gegessener Leckerbissen. Gar mancherlei ist es noch, zu dem geschickte Frauenhände den Rhabarber verwenden können. Alles hier aufzuführen zu wollen, würde zu weit führen. Jedenfalls ist das Verwendungsgebiet des Rhabarbers noch nicht erschöpft, und weitere Verwendungs- möglichkeiten werden uns ihn immer unentbehrlicher machen.

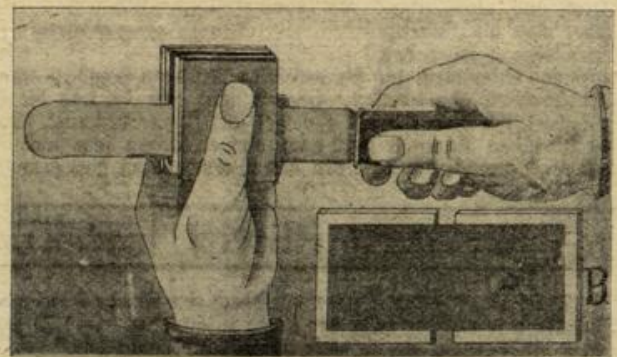
G. Fuchs.

Fürs Haus

Messerputzer und Gabelreiniger.

Das Reinigen der gebrauchten Messer und Gabeln gehört zu den- jenigen Küchenarbeiten, die weder von der selbsttätigen Hausfrau noch vom Personal gern vorgenommen werden, da sie Zeit und Mühe kosten.

Wo eine Putzma- schine vor- handen ist, verei- nigt sich die Sache freilich sehr, an- dernfalls muß man sich die praktische und am meisten fördernde Methode



herausfinden. Unsere Abbildungen veranschaulichen zwei kleine, selbst- gemachte Apparate, die gut und gründlich arbeiten und daher zur Nach- ahmung empfohlen werden können. Zum Messerputzen gehören zwei gleich große, ca. 10 cm im Quadrat messende, 1 cm starke Holzbrettchen, deren Innenseite man mit einem Streifen aus starkem Leder, Filz oder



Fries so beklebt, wie Figur a zeigt. Dadurch bildet die Einlage eine Art Rücken, wie beim Buch, und man kann die beiden Brettchen auch wie ein solches zusammenklappen. Beim Gebrauch schüttet man etwas Schmirgelpulver auf die Einlagestreifen und zieht das Messer zwischen den beiden Holzbrettchen schnell und kräftig ein paarmal hin und her. Hat der Stahl schwer tilgbare Flecke bekommen, so be- feuchtet man das Messer vor dem Putzen mit Spi- ritus oder Wasser; man wird dann sehr schnell ein blitzblankes Messer erhalten. — Dort, wo noch Stahlgabeln im Gebrauch sind, kann der einfache Putzer aus Bindfaden gute Dienste tun. Hierfür biegt man starken, verzinnnten Eisendraht zu der auf der Abbil- dung veranschaulichten rahmenartigen Form zusam- men, deren Enden man in einen ausgedienten oder neu erstandenen Holzgriff mit Eise fest einschlägt und mittels Leim oder Fischleim noch extra befestigt. Dann überspannt man den Rahmen straff mit dün- nem Bindfaden, dessen Enden man gut verknüpft. Die Fäden nehmen alle Unreinigkeiten zwischen den Gabelzinken schnell und gründlich fort. Man kann auch einen kleinen Holzrahmen in gleicher Weise benutzen, muß dann aber Löcher zum Durchziehen der Schnur vordrehen und einen anderen Griff wählen, der sich an dem Rahmen festschrauben läßt.

Erleuchtung.

Da bog mein Haupt in Demut sich,
Das sich so leicht nicht beugt;
Da ward mein Aug', das selten weint,
In heißem Danke feucht,
Als hell in meines Lebens Nacht
Der Muse Leuchte fiel,
Die mir den Weg zur Sonne zeigt,
Den Weg zum hohen Ziel.

Zwar ist er still und dornenreich,
Doch schreit' ich ihn voll Mut;
Und ob er auch gezeichnet ist
Mit meines Herzens Blut —
Bei jedem roten Tropfen schwillt
Der helle Siegeschrei
Empor, entvor, der Sonne zu:
„Am Ziele werd' ich frei!“

Johanna Weisskirch.

Unsere Bilder

Eine österreichisch-ungarische Korps-telephon-Station. Die Fernsprechanlagen stellen die einzigen bisher noch nicht kriegsgeprobte Erfindungen dar, die unsere Erwartungen am meisten übertroffen hat. Nicht nur alle Kommandostellen werden telephonisch untereinander verbunden, sondern auch die vordersten Schützengräben mit dem Aufstellungsort der Reserve und diese wieder mit ihren vorgelegten Dienststellen.

Eine Straße einer Kolonie der Erdwohnungen im Argonnenwald. Im Argonnenwald wird seit mehreren Monaten hartnäckig gekämpft. Da die Truppen an den einzelnen Laufgräben und Stellungen längere Zeit stehen bleiben, so haben sich dieselben ihre Quartiere mit selbstfindlichem Geist so behaglich wie möglich ausgestattet. Wir sehen hier ganz wohllich aussehende Wachsfiguren aus Stroh und Zweigen gebildet und die Verbindungswege zwischen den einzelnen Erdhöhlen, wo die deutschen Truppen bomben- und schrapnell-sicher wohnen und schlafen, wurden ganz wie bei uns die Gartenwege gesäubert, geebnet und mit Zweigen als Zäune begrenzt. So ein Lager der deutschen Truppen sieht nach einigen Tagen sehr wohllich aus, so daß man glaubt, die Truppen hätten wochenlang hier gewohnt.



Strasse einer Kolonie der Erdwohnungen im Argonnenwald. (Mit Text.)

Allerlei

Das kleinere Übel. „Sie müssen doch eine Menge Sorgen damit haben, Ihre Frau so auf der Höhe der Mode zu erhalten.“ — „D ja, aber nichts gegen die Sorgen, die ich hätte, wenn ich es nicht täte.“

Überboten. „Unsre Köchin ist sehr ängstlich mit Dieben; den ganzen Tag guckt sie nach der Korridortür.“ — „Das ist gar nichts. Unsre Köchin hat sogar immer einen Polizisten in der Küche.“

Wuchererzählung. Ein Geschäftsmann in N. ließ einem jungen Manne von guter Familie 400 Taler zu 50 Prozent auf ein Jahr, wobei er die Zinsen sogleich abzog, so daß jenes Opfer des Wucherers nur 200 Taler ausgezahlt erhielt. Kaum konnte der Wiedermann die Heimkehr seiner Frau erwarten, um ihr diesen glücklichen Raubstreich erzählen zu können; aber als sie davon in Kenntnis gesetzt war, rief sie verachtungsvoll aus: „Du hast 400 Taler auf ein Jahr geliehen und nur 200 Taler ausgezahlt; du Dummkopf, hättest du es auf zwei Jahre geliehen, dann brauchtest du gar nichts herzugeben.“

Mertwürdige Mahlzeiten. Einer Studie über schwelgerische Mahlzeiten des Mittelalters und der Neuzeit entnehmen wir folgende interessante Einzelheiten: Im Jahre 1386 vermählte sich Herzog Lionel von Clarence mit der Prinzessin Yolande von Mailand. Auf der Hochzeitstafel erschienen noch nie gesehene Überraschungen. So wurden zum Beispiel unter den Gerichten vergoldete Spanferkel mit feuerpeinendem Maule dargeboten. Bei einem Gastmahl, das Erzbischof Albrecht von Bremen († 1395) vielen geistlichen und weltlichen Herren in Hamburg gab, kamen goldene Häuser, Türme und Berge auf die Tafel; in ihnen befanden sich Pfauen, Schwäne, Hühner und anderes Geflügel, ungerupft gekocht und gebraten und doch äußerst schmackhaft. Wahrscheinlich ein Triumph der Kochkunst! Noch Wunderbarer wurde bei einem Schmause in Lille (1433) geleistet. Statt der Suppenschüssel erschien eine Kirche mit Glodengeläute, vier Vorsänger und Chorknaben, dann eine Riesensackpfeife mit 28 lebenden Personen im Innern, welche Dudelsack spielten. Daneben stand ein Schloß, in dessen Gräben Orangenvasser lief. — Sir Edward Russell, der Admiral der englischen Mittelmeerflotte Wilhelm III., veranstaltete am 25. Oktober 1694 (wo, ist nicht näher bekannt) ein großartiges Bankett. Die Bowle war ein gewaltiges Marmorboden. Zu dem Getränk hatte man drei große Fässer Brantwein, acht Fässer Wasser, 25 000 Zitronen, achtzig Kannen

Zitronensaft, dreizehn Zentner Zucker, fünf Pfund Muskatnüsse, eine Malaga und 300 Biskuits gebraucht. Auf dem Bankett schwamm ein Kahn mit einem schön gepuderten Schiffsjungen herum, welcher den den 6000 Mann der Flotte, das „Göttergetränk“ kredenzte.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Februar. Im Monat Februar kann die den häuslichen Tisch mit Fischgerichten in reichem Maße versorgen. Den Seeindien ist der Steinbutt am begehrtesten. Der Fisch muß zubereitet werden. Die Flossen werden nur geröstet zugekaut, ausgeschnitten, denn sie sind an der angewachsenen Stelle sehr wohlisch. Die Anrichtung geschieht in folgender Weise: Das Tier wird mit der Seite nach oben gelegt, mit frischer Petersilie und Zitronenscheiben und mit zerlassener Butter oder holländischer Sauce serviert. Lachs ist sehr begehrt. Und die Leichwirtschaft liefert Hechte und

Unter dem nimmt jetzt das die erste Stelle dieses ein festes Fleisch liefert, keinen Häusern geht. Der Fisch wird jetzt in Kalbs-, Schweine usw. besetzt. Den men die Frühpotts, welche die häuser liefern.

Blinde und sehende Pferde den Stall angelnormale Tiere. bei der Mühen zu laufenden Tugabe, ist rot

Liegend zu den Augen weil sie hierbei gesenkt werden. Auch im Jahre Lesen zu unter Kopf und Band schwanke und gen infolgebede anstrengt we

Alter Bauteilm ist vorzüglich verwendbar zur Verbesserung des Gemüsegartens. Man muß ihn nur entsprechend behandeln. Er wird zerstampft und im Freien unter Reimen von Koll aufgelegt.

Beete, welche für Erbsen und Bohnen bestimmt sind, dürfen nicht mit Kall gedüngt werden. Wo solcher Anwendung fand, muß zuvor eine andere Gemüßart gebaut werden, andernfalls werden die stickstoffammelnden Bakterien der Hülsenfrüchte zerstört.

Erbsen wollen kein mit Stallmist gedüngtes Land, sind aber für eine Kaligabe — etwa drei Kilo per Ar — sehr dankbar; auch Holzasche sagt ihnen sehr zu. Am geeignetsten im vorigen Jahre mit Koll bebaut gewesenes Etüd Land für Erbsen.

Homonym.

Es trägt's an sich manch Federlieb,
Auch du gebrauchst es in der Früh.
Fritz Guggenberger.

Logogriph.

Mit einem S ist's glatt und eben,
Mit F läßt es die Sage leben.
Es kommt mit T aus weiter Ferne,
Und jung und alt genießt es gerne.
Julius Fald.

Schach'sungen:

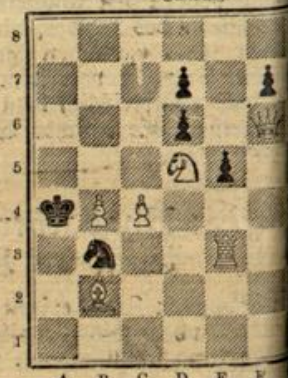
Nr. 122. 1) T e 8—e 7— Zugzwang.
Nr. 123. 1) K b 3—a 3 (droht 2 D b 1)
Th 2, Th 3, Th 4, Th 5. 2) D g 2, D g 3,
D d 4, D g 5. Eine wohlgeordnete Auf-
gabe mit mehrfacher Figurenopposition.

Richtige Lösungen:

Nr. 108 und 109. Von S. Miers in
Hildesheim. — Nr. 112. E. Eisele in
Hainwabe i. S. M. Götter in Selbst-
brennerei. D. Johannsen in Götter-
loh i. B. M. Schwara in Kitzb. O.
Waldmann in Waldkirch.

Problem Nr. 124

Von B. Eiche, Stuttgart.
Edwars.



Mat in 3 Zügen.

Auflösung des Widderrätsels in voriger Nummer: Hausier

Alle Rechte vorbehalten.

Beantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und heraus-
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.